

SPIEGELBLATT

Nr. 3

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Der Uebergang.

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)

So nahe der Meise, war Linnerl noch ganz ohne Gesellsucht. Das mochte sein, weil sie zu klug war, als daß sie gehofft hätte, neben der Schönheit ihrer älteren Schwester bestehen zu können. Auch war sie noch sehr kind, ganz dem Augenblick hingeben und bei aller Ernsthaftigkeit sehr verspielt. Auf der Gasse benahm sie sich wie ein echtes Unbenmüdel, und ihre beste Schönheit, ihr reiches Haar, ärgerte sie manchmal wirklich. Es war ein kräftiges Leben in ihr, das nur noch nicht wußte, wohin mit sich.

Es kamen Worte, so voll verständiger Einsicht in jedes Verhältnis und voll einer unendlichen ohnenden Angst, daß es war, als wölbe sich ein eigener höherer Himmel über diesem Kind, daß Gröger ordentlich über solche Einfälle erschrak, sie bei sich behielt, darüber nachdachte. Oftmals erschien er sich als der Vernende. Es schien ihm unmöglich, daß sie klar wußte, was sie ausspreche, so sehr ihr Aug' in hellem und eigenem Licht dabei aufleuchtete. Dennoch lagen das Rosenlicht und der Glanz der ersten Jugend über ihren Wangen, die er gern gestreichelt hätte, weil sie so sehr weich sein mußten. Dafür aber war sie ihm nicht mehr klein genug, und es lag eine gewisse Scheu vor ihr in seinem Herzen.

Sie fand für ihre tieferen Bedürfnisse keinerlei Aufführung im Hause. Wohin mußte das mit der Zeit nun führen? Die Mutter war ratslos in der Wirtschaft, damit nur ja nichts vertan würde, und in ihrem Geschäft. Sie betrieb nämlich eine kleine Wäschehandlung, mit der sie notdürftig genug etwas verdiente. So war ihr vielleicht nicht einmal recht, daß ihre Jungfräulein so sehr auf die Bildung verlassen war, statt aufs Praktische, aber sie ließ sie gewähren, denn das Mädel hätte doch auch auf Dümmeres versessen können. Zur Zeit genügte ihr die Hülfe der Rosi noch beim Verkauf und an der Nähmaschine, nachdem die eigenen Beine nicht mehr so recht standhielten. War die erst einmal aus dem Hause, verheiratet oder sonstwie, dann würde man der Linnerl schon den Standpunkt klar machen, daß der Mensch nicht allein für „die Romanen“ auf der Welt sei.

Für den Adam war die Schwester einfach die „narrische Grete“. Und überdies mißbilligte er ihr Ein durchaus. Nicht etwa, weil er den Vorwurf empfand, der in ihrem Wesen gegen seine Arten und Maarten lag. Dazu war er viel zu eitel und vergeckt und zu selbstzufrieden. Aber die Mutter war mit dem Geld so schrecklich zäh. Das Label war, freilich erst nach allerhand Erfahrungen, immer verschlossen, und ihr einen Gulden entlocken eine

gräßliche Arbeit, die mit dem Spatz kaum im Verhältnis stand, den man hernach hatte. Der Vater verschwörte sich immer hoch und teuer, er habe selbst nichts Uebriges; höchstens, daß er zu seiner Rechnung auch für den Stammhalter ansschreiben ließ. Der Kathi, die ihren Lohn von der Mutter bekam, konnte man wohl manchmal mit tausend Listen und Drohungen etwas abbetteln, der Kathi was abschmeichelte, obzwär er sich daraufhin hätte hängen lassen, daß gerade sie Geld, mehr Geld habe, als sie sich herauszeigen traute, oder als sie von der Mutter bekam, die ihr ja gewiß manchmal etwas zustießte. Er hatte seine Augen im Kopf, wußte sie zu gebrauchen, und den Adam betrog man nicht. Wenn er nicht redete, so war das nur, weil man ohnedies immer Verdruß genug hatte. Wozu aber hatte man Schwesteru, wenn man von ihnen, oder als junger Mensch von seinem Leben so gar nichts haben sollte? Bei der Linnerl aber war gar nie was zu holen. Jedes Zehnerl, das sie bekam, vernaschte sie augenblicklich oder fauchte sich so ein rotes Büchel, das sie gar noch binden ließ! Auch so eine nichtamtige Räscherei . . .

Es war ein eigentümliches Leben im Hause Franz Mayer. Völlig abweichend von dem, was Peter Gröger bei sich daheim gewohnt gewesen, und also zu Vergleichen reizend, ja zwingend.

Der Herr war sehr wenig daheim. Eigentlich nur bei den Mahlzeiten. Unmittelbar darauf verschwand er. Er hatte es immer sehr eilig, ohne daß eine Seele so genau gewußt hätte, warum oder was er eigentlich trieb.

Er machte den Eindruck eines sehr beschäftigten, selbst abgehetzten Menschen. Erfundigte er sich einmal bei Gröger nach dem Erfolg seines Unterrichtes, so geschah dieses höchst liebenswürdig, aber in der Art eines, der sich wirklich zwängen muß, solcher höchst nebensächlicher Dinge zu gedenken. Er war immer zerstreut, immer unruhig und abwesend, wenn er sich bei den Seinen verweilte.

Ordentlich peinlich war es, wollte man ihm bei einem Gegenstande festhalten. Er quälte sich so sichtlich dabei. Und seine Antworten kamen mühsam, und ein beständiges Bestreben war in ihnen, abzuwiegeln oder zu irgend einem Ende zu gelangen. In seine Augen kam dann etwas Verwundertes, ja Entsetzes, wie man denn gerade ihm zunutzen wolle, bei der Stange zu bleiben.

Unsonsten herrschte eine große und allgemeine Duldsamkeit in der Familie. Keiner fragte viel dem nach, was der andere treibe. Die Töchter hingen offenbar mehr dem meist gut gelauerten und öftmals ganz spielfreudigen Vater an als der grehenden und

immer gereizten und dadurch launischen Mutter. Kathi war viel außer Hause, bei Freunden, durchaus in reichen Häusern, oder sie stand sehr gern lang und begehrlich vor Auslagen, und Adam machte eigentlich überhaupt nur, was er wollte.

Es war aber nicht jene Unbekümmertheit, die aus gut gegründetem Vertrauen eines in die Absichten des anderen entspringt.

Man verschloß einfach die Augen voreinander. Man hatte einfach seine Enttäuschungen erlebt, jedes an jedem, und zwar immer wieder, und nun erholt man einen künstlichen Frieden, indem man jeglichen gehen ließ, wohin es ihn gelüstete. Das kostete, zumal der Frau, eine sichtliche und beständige Überwindung.

Und so war denn eine ewige gewitternde Luft über ihnen. Ein Gross schwälzte in der Brust der Frau, der sich oft und vernehmlich genug entladen hatte, sich nun nicht mehr loszubrechen trautte, ohne darum minder zu werden, der eine ganze Seele in Vann schlug, verstörte, zerfraß. In jedem Worte lag ein Stachel und eine Gehässigkeit; nichts flang mehr gleichgültig oder unbedeutend. Und etwas Jammerndes, eine unablässige, ungetrostete, fruchtoße Klage schwang mißtönig mit.

So sehr sich's Peter Gröger aus Ueberzeugung und aus Bedürfnis seiner Natur zum Grundsatz gemacht hatte, nicht zu blasen, was ihm nicht selber auf die Nügel bremte, so verstand er es dennoch wohl, daß es einem lebfrischen Menschen wie Franz Mayer bei sich, neben diesem verhärenten und duldenden Weib nicht wohl werden konnte. Die vielen Kinder, die sie geboren, hatten sie vor der Zeit altern lassen. Ihrer sechs schliefen den ewigen Schlaf. Um jedes davon trauerte sie in immer gleichem, ungenügendem Leid, als hätte sie mit ihm vielleicht die Erfüllung aller jener Hoffnungen bestattet, die eine Mutter an das hängt, was ihr Schoß nun einmal getragen, denen sie nicht entsagt, ehe das Leben oder der Tod nicht unwiederbringlich ein Ende damit gemacht haben.

Die Zornigkeit der Erschöpften, der vom Leben Ausgesogenen, denen es nichts von dem gehalten hat, was man zu Recht und mit gegründetem Anspruch fordern durfte, war in ihr.

Sie hatten offenbar einmal über ansehnliche Mittel verfügt — man gewahrte noch Trümmer davon. Sie waren zerrennen. Ihre Schönheit mußte groß gewesen sein. Noch hing ein gutes Bild aus ihrer Brautzeit im Speisezimmer. Man mußte einem aber sagen, wen es darstellte, ehe man's erkannte, oder auch nur eine Ahnlichkeit heransand. Danach glich ihr die Kathi völlig. Nur etwas Strahlendes,

Sicheres, Siegreiches war an der Mutter, das vermüteren Schönheit der Tochter gebrach. All dieser Stolz war bis auf die letzte Spur verflogen. Und dabei war die Frau noch jung — sie stand erst zu Beginn der vierzig Jahre und vor ihr lag noch ein weiter Weg, vor dem sie vielleicht nur darum nicht erfreut, weil sie vor vielen Sorgen und Enttäuschungen viel zu müd war, um der Zukunft überhaupt noch zu gedanken. Die möchte kommen, wie es möste: besser, als es gewesen, würde es doch bestimmt nicht.

Peter Gröger hatte Gelegenheit, sie zu studieren. Denn sie brachte manchmal, in immer gleicher Einfältigkeit, als jagte sie wer oder etwas, während es unterrichtete, durch das Zimmer. Über sie setzte sich ein Beilchen, weil sie gar so müde war, und ihre Augen gingen rohlos, als müßten sie alles ausstern, ob nun gar nichts verfauln oder vergessen sei, ehe sie sich schlafend erhob und weiter schlief. Über man hörte einen Sonntag zu Tisch, zu einem Mahl, das unerträglich genug war, weil eigentlich keiner ein Wort sprach, eben jeder mit seinen Bissen hinniederging, bei dem sich niemand wohl fühlte, nur Herr Mayer, vielleicht aus dem Pflichtgefühl des Gottesdienstes, vielleicht auch nur, weil er in seinem fröhlichen Egoismus, in seiner gesunden Gedankenlosigkeit nicht ahnte, einem anderen könne auffallen oder dieonne verderben, was die seine durchaus nicht mehr trübe und woran er schon glücklich gewöhnt war.

Dennoch kam Peter Gröger immer wieder. Es ging ihm gut genug, daß es ihm, so spät am Abend, nicht reizte sonnte, da mohlfest zu ziehen. Er hatte seine Stunden, die ihm recht leidlich bezahlt wurden, verbrieft reichlich, was er bei seiner Bedürfnislosigkeit brauchte, erbrachte schon für Tagen, freute sich des Gewissens, um wie viel bequemer es ihm jüngster Bruder haben werde, wenn den kleinen Kindern endlich nach Wien führen würden, sieht sich als ein gescheiter Junge von niedriger Herkunft fern und ging überhaupt keinen Hellen und anderwider. Dies kann aber koste ihn auf schräger Auslehnung. Die Wohnung, den Adam kurze Stunden zu bringen, hatte er längst aufgegeben, denn dazu hätte der doch selber etwas tun müssen. So trieb er mit dem Jungen allerdank, was ihm sonst nützen könnte, und wendete doppo mehr Zeit an die Käuzerl. Er befahlte Herrn Mayer alles, was Johnson es mit den Aussichten seines Sohnes auf das Gesäßprägeramt plante. Sie bewunderte und bewunderte über das viele herausgeworfen Geld, kündigte, den nächsten Tag, der ihm noch keine gute Stunde gemacht, endgültig zu erschlagen, und ließ es bei einzigen heitern, trostig genug angehörten Männern bewundern, als ihm der frisch eingegentrat. Es war bewußt, als habe der Sohn eine gewisse Spannung vor dem jüngsten Besuch.

Das aber den Eltern wieder in die Hände Mayer gelte zog, das war die Kathi.

Es war wie ein süßes Schauspiel über dem Menschen und allem, was sie anging. Süsser war sie nie.

Es gab niemals ein Buch oder eine Zeitung in ihrem Schrein. Höchstens nützte sie längst an einer Sonnenbank, die nicht rufen wollte. Und dennoch erzielte sie niemals Erfolgswelt. Wie in jüngsteren und jüngsten Gedanken ging sie dannig die Welt.

Es wurde, alsz zum sie hätte das Conservatorium besuchen lassen. Das war noch in jenen besseren Zeiten geschehen, nun waren die Städte manchmal mit einer nachdrücklichen Weißheit, die gerade bei ihr eigene Konzepte, zu prüfen begann. Welches Begehr, welcher Nachbildung sie bejammert gewesen? Dies Kind beschuldigt. Wahrscheinlich sollte sie Schauspielerin werden. Dafür verlor sie jede kleinste Anlage in sich.

Dann aber wiederkam es nach Peter Gröggers Begehr, dass sie ja gar kein Tüpfelchen fehlte. Was machen Gründer sie zu seinem Abschluß aber zu keiner Rechnung des Schauspiels gehalten hat? Dogen großes niemals Schauspiel.

Ein Urturmschiff aus einer leicht zu zerstörenden, zählichen Sie aus allen jüngsten Schriftstellungen be-

freit blieb. Sie war denn doch auf dem Wege zu höherem gewesen. Allerdings trugen sich die Mädchen schwesterlich gleich, aber irgend ein losbarer Aufschwung war immer an der Kathi kleider, oder mit einem ihr eigenen Geschmack brachte sie irgend eine Verzierung an, die allem ein eigenes Geicht lieb. Einträchtig waren die beiden anderen, ihrer Annuität zu dienen und sie zu hegen, dieser tollbaren Schönheit, die Grüger niemals ohne eine starke Bewegung und ohne das Gefühl sehen konnte, sie sei ein Gnadengeschenk des Himmels, das einmal reichen Segen bringen müsse.

Sie liebte sich dieses gefallen. Ohne Hochmut, selbst ohne eigentliche Eitelkeit, mit einer immer gleichen, unbeweglichen, lässigen Müdigkeit. Das war einmal für sie in der Welt so bequem eingetragen, und sie hatte keinen Grund, sich's anders zu wünschen — bis, nun denn, bis ihre Träume erfüllt sein würden. Und dieses war an ihr eigen: sie wurde niemals rot, und es wäre genug Gelegenheit gewesen, wenn der Adam stichelte oftmals unbekütt durch die Gegenwart anderer und in der hämischsten Weise an ihr herum. Dann konnte Gröger ganz rechtshassen über den unverschämten Lummel in Wut geraten. Und dennoch wünschte er sehr, sie erregt oder die Wangen vom Blut gefärbt zu sehen, das sich unfehlbar erhob. Vielleicht riss dann der Schleier, der ihrer Augen Leuchten immer dämpfte, und sie wäre dann schöner gewesen denn je. Das geschah nicht. Sie erwiederte niemals. Nur in ihren Blicken war eine starke Verachtung.

Endlich schien es ihm, als werde der Adam gerade in seiner Gegenwart mit Vorliebe aussfällig. Dennoch bewußte er sich männlich. Er verhielt sich nach Kräften mit ihm, schlug einen komradhaftischen Ton an und ging einmal sogar mit ihm zum Greißler.

Es war wieder in der Küche. Adam und die Marie saßen sehr vertraulich auf der Kohlenküste und der Adam begann: „Hast du ein Geld, Marie?“

Sie machte ein verdrießliches Gesicht: „Es kommt immer auf das kommt mit Ihnen Herr Adam, 's ist ej schon gar viel.“

Er legte seinen Arm um sie: „Wirst's schon wieder kriegen. Und mit guten Zinsen. Was möchtest denn eigentlich zu schenken kriegen, Schatzl?“

Sie bekam begehrliche Augen: „Ein goldenes Broclet hoff ich so viel gern.“

„Kriegst es, Schatzl. Wie ich einruhd.“

„Aber ich hab' mir noch zwei Gulden von mein' ganzen Vehu. Alles hab' ich Ihnen gegeben. Und a paar Schuhbela tut' ich so brauchen, wo ich tanzen geh' möchte.“

„Kriegst ej nei um die zwei Gulden. Gib sie lieber mir.“

„Du hab' S' es.“

„Und willst S', den Herrn Gröger werd' ich mir behalten.“

„Na also. Er is ganz ein netter Mensch.“

„Weinst wegen is er's. Aber er gibt mir eine Ruh' mit dem Lernen. Am End' nimmt sich mein Alter heraus einen anderen und der singt mir wieder an und will mich feststellen. Dem hab' ich's schon abgemeldet.“

„Er is halt ein Fluger und ein sehr gesetzter Herr!“

„Der? Ein morböscher Esel is er.“

„So hab' Ihnen! Ja — wiejo denn?“

„Ja die Kathi ißt er verliebt . . .“

„Kirsch?“

„Paus ich Dir's sag'! Da hab' ich schon meinen Herrs' dafür. Lieber beide Ohren, so lang als sie sein, verlocht. Die Kathi und ein Student!“ Er packte sie an. Sie lachte herzhaft. Und er pfiff lärm und fröhlich, und die beiden lachten hernach sehr herzhaft über Peter Gröger und seine unglaubliche Dummkopf . . .

5.

Es gehörte übrigens noch jemand zur Familie Mayer.

Georgen wurde häufig gezang von Franz Meyers Stephanier. Stephanier befand seiner zweitjährl. ihr und

ihren nächsten Angehörigen, obwohl man im selben Hause lebte. Im dritten Stock des weitläufigen Gebäudes hatte sie ihre Wohnung. Keines der Unterkinder hatte sie jemals betreten. Aber man erzählte sich Wunder, wie hübsch und anheimelnd wie peinlich sauber und wie mit den gediegensten Sachen bestellt alles bei ihr sei.

Manchmal gab man sie selber. Und man kannte sich wirklich kein särmerlicher Weiblein erbense. Nun ging sie ganz in Grau. Und die Haare so kraut sie war, schwammen noch durchaus nicht ganz weiß. Sie hielt sich immer noch stramm, wenn sie über den Hof ihrer Stiege zu ging, nur die Treppenstufen machte sie doch schon Beschwerde und so hielt sie sich am liebsten innerer ihrer vier Wände.

Etwas Unnahbares und Selbstgerechtes war allerdings auch an ihr. Sie fühlte sich als Patriarchin und verfehlte nie mit Frauen aus ihrer Schicht, die noch irgend wie mit ihren eigenen jungen Tagen zusammenhingen. Neuer Umgang neue Bekanntschaften wurden mit einer großen Entscheidlichkeit abgelehnt. Verließ das Kind eine Freundin das mütterliche Haus, so betrat Eva Mayer ihr Heim sicherlich nicht. Bei sich zu Hause empfing sie, ja hielt Hof. Ihre Zeit lag hinter ihr. Da von, was nachher heraufgekommen war, wollte sie nichts wissen. Das missbilligte sie durchaus. De stellte nichts dahinter, nur Schwindel und Betrug. Windeier legte man mit grossem Gegacker und tat als bebrüte man sie eifrig. Kam man vor ihr darauf, dann hatte sie eine höchst eigenwillige Bewegung der Hände an sich: mit einem Handrücken strich sie dabei über ihr Kleid, nicht anders als wenn man etwas sehr Ekelhaftes abstreift. Sie brachte sich's nicht nahe kommen zu lassen. Denn ihr Seliger hatte vorgesorgt. Was ihr zusam, das war ganz bestimmt vinkuliert und so auf dem Haufe festgelegt, daß es ihr unter gar keiner Bedingung genommen oder auch nur verstürtzt werden konnte.

Einmal des Jahres, in der Pfingstwoche, hielt ein Diater vor dem Hause. Dann erschien sie in allem ihrem Glanze. Eine Gestalt aus der Vergangenheit. Im Damastkleid oder im grauen Atlas der wohl noch auf einem der Stühle des alten Adam Mayer gewebt sein könnte, so starr und rauchend und feierlich war er; auf dem sehr kleinen Kopf eine Art Haube. Dann tat sie ihren Schmuck auf funkeln genug in seiner altmodischen Fassung. Dann galt es nämlich, sich zeigen. Sie lehnte es niemals ab, aus religiösem Gefühl und aus der Verpflichtung der angesehenen Frau vom Grund, die Stelle einer Firmatin bei jedem zu übernehmen, der sie mit einem Anspruch darum bat. Die Erinnerung daran und an ihre Firminge bildete ihre Anhänger. Dann stierten die Urenkelkinder ihr insgeheim und vornehmlich die Kathi mit einem eigenen Leuchten in den Augen nach, bis der Wagen um die Ecke bog, und das flinke Trappeln der Pferde auf dem harten Plaster verlorre.

Was so ein Tag nur an Geld fraß! Und das kam wildstremden Leuten zugute und wurde vertan und verjagt! Und hernach gab's immer noch in der ganzen Gasse ein Gerede, wie reich die Urgroßmutter das Patenkind beschient hätte und wie nobel sie dabei habe hergehen lassen! Und was die alte Frau nur an sich trug und auf sich wenden konnte! Ganz besonders die Kathi wußte das auf den Heller zu schägen und von ihr lernten's die anderen: Sie aber — du lieber Gott, wenn die Marie ihren Ausgang hatte und sie legte sich ordentlich an, daß sie sich nie mindestens so fein aus wie die Herrschaftsfürchter. Natürlich — die Handschuhe durfte sie nicht ausziehn, sonst merkte man doch augenblicklich daß sie ein ganz ein ordinärer Crampel war. Und tat sie gar den Mund auf — mijeh!

Heberdes waren die Mädchen nun schon in jenen Jahren, da man nachdenkt, Vergleiche zieht und den ursprünglichsten aller Triebe der menschlichen und insbesondere der weiblichen Natur erwacht: der Reide.

Es ist sehr leicht, ein Kind glücklich zu erhalten. So leicht, daß der ein Verbrechen an aller Menschheit begeht, der es unterläßt. Da genügt etwas Liebe

und Sonne; es reicht, wenn man es nur an seinen ursprünglichsten Neigungen und Freuden nicht zu sehr beschämt. So ungehemmt regt sich in ihm die Freidigkeit des Lebens, daß alle Not und kein Drangsal darüber etwas vermag. Kaum die Wolke vorüber ist, taucht es sein Herzchen in den ersten freidigen Strahl, der durchbricht. (Fortsetzung folgt.)

Stammbücher.

Von Friedrich Müller.

Das Interesse für geschichtliche Dinge tritt mehr und mehr aus der Beschränkung heraus, in der es früher gehalten war: aus der Beschränkung auf die Vorgänge des Staats- und Fürstenselbens. Allmählich dringt es weiter zu den Vorgängen des privaten Lebens, wird kulturhistorisch und „rettet“ ganze Menschenklassen vor der Vernichtung, daß sie für die Geschichte keinen Wert haben.

Für geschichtswissenschaftliche Arbeit kommt zu allererst in Betracht das Material, aus dem geforscht werden soll, insbesondere die „Quellen“ engeren Sinnes oder die „Ueberreste“, seien es schriftliche oder solche aus Stein oder andere. Je nachdem nun aus einer bestimmten Zeit, aus einem bestimmten räumlichen oder gesellschaftlichen Gebiet oder sonst in einer bestimmten Richtung mehr oder weniger Material für die Forschung vorliegt, wird diese sich auch mehr oder weniger daran halten. Eine lebhafte Tätigkeit der Historiker nach irgend einer Richtung verrät, daß in dieser viel Arbeitsmaterial vorhanden war und nach Verwertung drängte. So erklärt sich nun auch der Vorrang der Staaten- und Fürstengeschichte, abgesehen von sonstigen Gründen, durch den Ueberflug von Quellen für sie, also von Ueberresten der Staaten- und Fürstengeschichte. Daß hinwieder die Geschichte anderer geschichtlicher Mächte dahinter vernachlässigt wird, geht auch darauf zurück, daß von ihnen verhältnismäßig wenig Ueberreste geblieben sind. Auf ein einziges Stiel von solchen kommt eine große Mehrzahl von denen der führenden Mächte. Allerdings meinen wir hier vorwiegend schriftliche, auch architektonische und sonst noch derartige Ueberreste. Andere Arten von Quellen hingegen sind allerdings vorwiegend natürliche Produkte des gesamten Volkslebens; so die Sprache oder genauer die Sprache des Wortes; so auch die Kleidung oder genauer die Sprache des Tuches; so auch ein Teil der redenden und der bildenden Künste. Allein derlei Quellen führen uns meistens nur ins Ganze eines historischen Abschnittes hinein, nicht in die einzelnen ihn erfüllenden Vorgänge oder auch Zustände. Dafür kommt in der Haupttheile schriftliches Material in Betracht.

Und da zeigt sich nun die überraschende, will sagen: nicht im geringsten überraschende Erscheinung, daß von den breiteren Volksmassen der Vergangenheit äußerst wenig handschriftliche Ueberreste vorhanden sind. Der Proletarier im weitesten Sinn des Wortes ist aus diesen heraus schwer zu erkennen und in ihnen nur spärlich vertreten, selbstverständlich schon aus Mangel an literarischer Bildung. Wer irgend welche Partien der Geschichte von Arbeitern, namentlich aus älterer Zeit, erforschen will, wird mit diesem Mangel zu kämpfen haben. Begreiflicherweise sind es insbesondere die staatlichen und fürstlichen Bibliotheken und Archive, von denen dies gilt. Man wird z. B. auf der Königlichen, d. h. jetzt staatlichen Bibliothek zu Berlin schwerlich Aussicht haben, aus handschriftlichen Studien Ergebnisse für jene Ziele zu gewinnen. Natürlich fehlt keineswegs alles; zumal die neueren wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen mußten auch derartiges benötigen. Beispielsweise lagen für eine geschichtliche Darstellung der „Gesellenverbände“, der Vorläufer unserer Gewerkschaften, doch auch Materialien von jenen selbst vor; und solche Materialien werden hinwieder auch eine Grundlage für andere historische Ergebnisse als speziell für diese sein. Die Bibliotheken und Archive von

Städten, von wirtschaftlichen Genossenschaften usw. werden schon eher auch Schriftquellen aus dem Arbeiterleben enthalten als die Hof- und Staatsbibliotheken. Die zwischen diesen und den kommunalen sowie geschäftlichen oder auch privaten Bibliotheken und Archiven etwa in der Mitte stehenden Landes- und Universitätssammlungen können ebenfalls irgendwelche Materialien für unser Interesse enthalten; die Universitätsbibliotheken oder Archive insbesondere wegen ihrer Beziehungen zum Gewerbe, die wir später noch einmal werden kennen lernen.

Nun zeigt sich das bisher im allgemeinen Gesagte speziell auf einem Gebiet, das uns gerade in dieser Richtung eigns interessiert. Es ist dies die literarische Spezialität der sogenannten Stammbücher. Seit Ende des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit läßt sich die Ueberlieferung dieser eigentlich literarischen Literatur verfolgen, die mit ihrem sozusagen unoffiziellen, privaten, unverbindlichen Charakter in manches ungenierter hineinblicken läßt, als es etwa eine höfische Festrede tut. Ganz unoffiziell und unverbindlich waren jene handschriftlichen und handbildlichen, manchmal zum Teil auch gedrucktschriftlichen und gedrucktbildlichen Bücher nicht: sie konnten an Stelle einer Legitimation dienen, für den zum Turnier kommenden Ritter nicht minder als für den in der Fremde eine Arbeit suchenden Handwerksburschen. Das hinderte jedoch nicht, daß sie der Sprache des Verkehrs näher standen und überhaupt etwas Urwüchsigeres besaßen, als die künstlicheren Arten von Literatur; vergleichbar den Zeichnungen junger Kunstschaüler in ihren „Kneipzeitungen“, im Gegensatz zu ihren offiziellen akademischen Arbeiten. Allein auch jene Natürlichkeit hatte ihre Grade, und die Konvention spielte auch hier herein. Das allgemein Uebliche sieht hier ebenfalls über das Individuelle. Dadurch bekommen wir aber zugleich Spiegelbilder der jeweiligen Zeit, und die Wandlungen in Form und Inhalt der Stammbücher lassen uns begreim in die geschichtliche Entwicklung hineinblicken.

Ihre erste Gestalt waren die Wappenbücher. Der Besitzer eines solchen und seine Freunde oder Gäste ließen ihre Wappen hineinmalen, durch eigene Wappensmaler oder „Illustratoren“, die ihre zum Teil hoch entwickelte Technik im Umherziehen berufsmäßig verwerteten. Zu den Wappenbildern und ihren Unterschriften kamen bald auch Wappensprüche, die im engeren Sinne sogenannten „Desisen“. Den fürstlichen Herren folgten nun die literarischen Herren, die Schriftsteller und Gelehrte. Durch sie traten an Stelle der Wappen die Einschreibungen von Denksprüchen, Sentenzen. Allmählich wurde es immer üblicher, dem einen oder den mehreren eingeschriebenen Sentenzen, die meist einige Zeilen lang waren, noch einen ganz kurzen Wahlspruch beizufügen; er war anscheinend ein Abkömmling jenes Wappenspruches und hieß lateinisch: „Symbolum“, deutsch: „Symbol“ (dies wohl erst im 19. Jahrhundert). Rechts unten stand regelmäßig die Unterschrift des Namens, fast immer mit den Mangelschluß, und meist namentlich in etwas späterer Zeit, eingeleitet durch Widmungsformeln und dergleichen.

Am wichtigsten aber wurde die Uebernahme der Stammbuchseite durch die Studenten. Diese kamen durch ihren zeitweiligen Aufenthalt an einem oder an mehreren fremden Universitätsorten in wechselnde Berührung mit verschiedentlichen Personen, von denen sie doch bald wieder schieden; so lag es ihnen nahe, Erinnerungen an diese zu sammeln. Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein war das Stammbuch fast unzertrennlich vom Typus des Studenten; es trug es gern neben einer Waffe in seinem Gürtel. Es begleitete den Gang der Kultur und speziell der Literatur durch eine Fülle von Einzeichnungen, die zwar in ihrer Masse eben nur Massenleistung waren, trotzdem aber einen noch lang nicht genügend ausgebeuteten Reichtum von Sprachliteratur und von persönlichen Denkmälern aufgespeichert haben. Die Universität Jena sah wohl die größte Blüte und den reichsreichsten Gebrauch dieser — man kann sagen: literarischen Waffe. Später scheint die Einrichtung am üppigsten

bei Künstlerinnen geblüht zu haben, namentlich bei solchen, die weit herumkamen.

Der weitere Verlauf des 19. Jahrhunderts mit seinen neuen Interessen einerseits und seinen Schematisierungen des individuell freien Lebens anderseits machte dem alten Stammbuch wenigstens scheinbar ein Ende und ließ es vorläufig teilweise herabsinken zum Poesie-Album der höheren Tochter und des höheren Sohnes, einem Einschreibebuch von Dichterzitaten und von mancher eigenen Poesieslinde, in welchem das Persönliche, das Familiäre, das sozusagen Stammlige verblaßt. Allein wir dürfen nicht so ohne weiteres darüber hinweggehen. Erstens sind ja auch diese Schreibebücher ein Stück historischer Denkwürdigkeit. Und zweitens lebt und lebt das Stammbuch noch in anderen Gestalten, außer in seiner alten, weiter. Eine spezielle Liebhaberei in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Schattenrisse, Silhouetten. Sie wurden allmählich auch in den Stammbüchern heimisch, um die Erinnerung an den Zeichner besser, individueller zu bewahren, als dies durch Sentenzen geschah; und zwar pflegte man sie teils unmittelbar in das Buch hineinzzeichnen, teils auch, nachdem sie erst aus Papier ausgeschnitten war, hineinzukleben. Allmählich war das Stammbuch ebenso zu einem bloßen Silhouettenbuch ohne weiters geworden, wie es einst aus einem bloßen Wappenbuch entstanden war, und schließlich verzichtete man bei der Bewahrung der Silhouetten, die ja bequem einzurahmen waren, auf das Buch.

Nun wurde die Silhouette, abgesehen etwa von der Lithographie als Zwischensegeln, durch die Photographie abgelöst. Diese hob man entweder eingerafft, auch lose, auf, oder man steckte und steckt sie in ein eigenes Photographie-Album. Neben diesem kamen noch ähnliche Typen auf: das Visitenkarten-Album, nenerdings das Ansichtskarten-Album, ja selbst das Liebigbilder-Album. Man erkennt in diesen das letzte Jahrhundert füllenden Wandlungen deutlich einen unaufhaltsamen Zug zum Illustrativen, Bilderbuchartigen, wie er ja auch in der eigentlichen Literatur so unerwünscht zu spüren ist. Innerhin stehen andere Typen von Sammelbüchern dem alten Stammbuch näher. So die Fremdenbücher in Gasthäusern, Aussichtsstätten u. dergl.; das althistorische Buch der „drei Mohren“ zu Augsburg ist weltberühmt. In vielen Familien, Vereinen usw. wird ein Buch geführt, betitelt „Unsere Gäste“ oder so ähnlich, und zur Namenseintragung von Gästen bestimmt ist. Eigentlich, wenn auch wenig ernst zu nehmen, sind die Bücher mit Titeln wie: „Erkenne dich selbst!“ Sie enthalten vorgedruckte Fragen nach den Liebhabereien, Eigenschaften usw. des Einzelnen, der nun die Rubrien ausfüllen soll; manchmal sind auch bereits Antworten berühmter Persönlichkeiten hineingedruckt. Schließlich vermutet der Verfasser, daß doch auch das alte, echte Stammbuch an vielen Stellen fortlebt, von weiteren Kreisen unbeachtet, und daß manche der berüchtigten Poesie-Albums innerhin als Stammbücher gelten können, wie denn auch manches in alten Stammbüchern nicht viel mehr wert war, als es moderne Poesie-Eintragungen sind. Eine eigentliche Wiederaufnahme der alten Sitte, jedoch in neuer Gestalt, würde sich aus manchen Gründen empfehlen; nur müßten die der alten Gestalt anhaftenden Schwächen vermieden und dafür neue Stärken gesucht werden; der Verfasser ist selbst dabei, den alten Gebrauch wenigstens für seine Person in einer solchen neuen Weise fortzuführen.

kehren wir in die ältere Zeit zurück, so sind wir mit unserem Betrachten der Wandlungen des Stammbuches noch lange nicht am Ende. Das Format des Buches war fast immer Octav; aber in Querformat, also recht geeignet zum Einschreiben längerer poetischer Zeilen mit daruntergesetztem Namen u. dergl. Heute sind derlei Einschreibebücher kaum noch irgendwo in Querformat zu haben. Die derzeit vorhandenen haben Hochformat, meist in dem handlichen Octav, unter Umständen in Quarto, für Gasteintragungen u. dergl. häufig im Folio Ed. h. so

weil diese früher wesentlichen, heute meist nur mehr rein quantitativen Unterscheidungen noch einen Sinn haben). So absonderlich es nun Klingt: wir vermuten, daß diese Wandlungen des Formates nicht ganz ohne Zusammenhang seien mit dem allmählichen Erstzüngerer Verse, wie sie früher üblich waren, also zumal des Hexameters, des Pentameters und des Ileondrivers, durch die kürzeren Verse, wie sie insbesondere unsere klassischen und romantischen Dichter gebracht haben. — Dass das Papier jener Bücher aus der Zeit vor der Papiermaschine das unsere an Gediegenheit übertrifft, braucht wohl nicht erst betont zu werden; ebenso wenig, daß auch unsere Papierindustrie, selbst wenn sie nicht zum alten Hütten(Hand)papier zurück- oder gar zum japanischen Papier hinübergreift, sehr schöne (beim Durchblättern alabasterartige) und dauerhafte Sorten herstellen kann, und daß nur solche zu monumentalen Eintheilungen verwendet werden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirtschaft und Bauernaufrüste in Frankreich.

Von Heinrich Lautenberg.

FIS die Römer zwanzig Fuß nach Gallien legten, wies das Land mit einer spärlichen Entwicklung auf. Städte besaß es wenige, und ihr wirtschaftlicher Einfluß war gering. Die urhügeligen gentilizischen Verhältnisse hatten damit geschiedet, die ehemaligen Stammes- und Familienhäupter als Adelige über die Masse ihrer Untergesetzten zu erheben und diese zu Hörigen der ersten herabzudürfen. „Das gemeine Volk wird nahezu den Sklaven gleich gehalten.“ schreibt Caesar in seinen Kommentaren über die gallischen Kriege. Der Grandjus der Römer, sich in ihrer Eroberungspolitik aufzuhalten auf die Besessenen zu stützen, bestand nun bis auf den letzten Rest, was etwa in Gallien noch an die alten Rechte des Volkes auf seinen Grund und Boden erinnern möchte. Schon wenige Jahrzehnte nach Caesar stehen wir unter Kaiser Augustus bei der Feststellung des gallischen Besitzes alle Eigentumshöfen in die amtlichen Register eingetragen, ein Zeichen, daß sie damals bereits nur noch als Privatbesitz galten. So verwandelten sich die alten Clansändern unter den Händen des einheimischen Adels ins der Gunstwirking der fremden Seitzer in römische Latifundien.

Dies entsprach ganz die spätere Bewirtschaftung nach dem Kolonensystem. Die Anfänge des letzteren reichen in den Beginn der Kaiserzeit zurück, als die energetische Ausdehnung der Latifundien zuerst dazu nötigte, vom reinen Plantagen- und Slavabettrieb zur Sumpf- und Wälderbewirtschaftung überzugehen. Gerade in Gallien trat der Steuerat in pharischer Ausprägung auf. Gegen Ende der römischen Kaiserzeit unterschied man hier die Subsister der Parzellen nach Slaven, die in die eigentlichen Steuerer eingetragen waren und vom Boden nicht getrennt werden konnten, nach Freigefangen, die schwachste Form an der Scholle lebten, nach Sklaven, die eine jährliche Feste entrichteten, und nach Stolen. Die letzteren befanden hauptsächlich auf freien Siedlern oder Barbaren, auf gallischen Böden besitzenden Kolonisten, was je mehr die einheimische Bevölkerung unter den jüdischen Kriegen vor der Zeit der Kolonisationszeit füraus, zu jenseits überzeugt des Siedlungswunsches. Sie Siedlung verbündete sich peripherale Strenge mit abhängigem Grundbesitz. Der Stolze zahlte Abgaben nach dem Boden, auf dem er saß, bezahlte mit diesem belastet werden und hatte ihn nicht vollständig verlassen, während der Stolze ihn nach Belieben auf ein anderes Gut zu verlegen vermochte. Sozial ist, daß er insofern über den eigenen Nutzenabschöpfungsbereich des Latifundiums. Sozial unterschied er sich sozial von diesen nicht sozialisch, wenn höchstens im gewissen Sinn sozialer Betrieb unter der Person wie an der Seite, ist leiblicher oder dinglicher Art. Im

Zeitalter, die 285 n. Chr. in Gallien die erste Erhebung des platten Landes, den blutigen und weitverbreiteten Aufstand der Bagauden, erzeugen konnte.

Die fränkische Kolonisation in Gallien, die unter den Merowinger von Norden her anhob, kam bei ihrem langsamem Vordringen im wesentlichen nicht über die Loire hinaus. Oberhalb dieses Flusses, insbesondere nördlich der Seine, also im Norden und Osten des Merowingerreichs sassen dicht bei einander die germanischen Volkbauern mit ihrer kommunistischen Wirtschafts- und Gemeindeorganisation. Hier ward die römische Wirtschaftsverfassung von der germanischen Okkupation völlig verschlungen. Anders im Süden und Westen des Landes. Dorflich gelangten die Eroberer nur in spärlicher Zahl, in verstreut und vorgeschobenen Posten. Ihrer geringen Stärke versagte sich eine Umwälzung des ganzen Wirtschaftslebens; sie flossen in die Latifundien der Großgrundbesitzer um so eher ab, als die römische Parzellennwirtschaft im sog. Pescarium die Form für die Ausleihung von Land an kleine Bauern gegen Zins und Anteil am Ertrage geschaffen hatte. Treten diese Zwischenbauern auch zunächst als vollfreie Pächter auf, so büßten sie doch gerade nach germanischer Auschaltung an ihrer „Freiheit“, ihren politischen Rechten auf die Dauer notwendig ein. „Die Verleihung von Land“, schreibt Waiz in seiner Verfassungsgeschichte, „begünstigte bei den alten Deutschen jederzeit eine gewisse Abhängigkeit des Empfängers; sie fand ursprünglich nur bei geringeren Leuten statt, und war später, wenn ein Erbgemeiner sich dazu verstand, mit einer Minderung seiner Freiheitsrechte verbunden.“ So verstärkten also jene Leute im letzten Ende den Kolonat. Auf der anderen Seite sähnen sich die Eroberer vor die Aufgabe gestellt, die Unterwerfenen in ihr Gesellschaftssystem einzugliedern. Die senatorialen Geschlechter nahm man leicht unter den Adel auf, den römischen Grundbesitzer der Provinz stellte man mit den germanischen Volkbauern auf die gleiche Stufe. Neben Adel und freien Bauern aber kannte die einfache soziale Bildungsstufe der Franken nur noch Halb- und Unfreie, von denen die ersten überwogen. In die gleiche Rechtslage wie diese suchte man die übrige Provinzbevölkerung des platten Landes, die antiken Slaven, die Freigelassenen, die Juassen und die Kolonien einzurichten. Nach römischem Recht war ferner der Übergang von der Unfreiheit zur Vollfreiheit leicht gewiesen; der germanische Brauch aber kannte durchweg eine Freilassung nur zu beschränktem Recht. Von Anbeginn an begegnete man also im Merowingerreich der Tendenz, das halbfreie Element zu stärken und zu vermehren, eine Entwicklung, die die auch unter den Germanen am sich greifende Pachtform der Pescarien mit fördern konnte. Mit dem sechsten Jahrhundert übertrug sich nämlich diese Entwicklung auch auf den Norden und Osten des Reichs. Die Zunahme der Bevölkerung hatte hier allmählich die kommunistische Gemeindeorganisation gesprengt, das Gemeineigentum in Individualeigen verwandelt. Die Ungleichheit in den ländlichen Eigentumsverhältnissen machte sich bemerkbar, über der mit Hilfe des Pescariensystems ein Großgrundbesitz nach dem Muster der römischen Latifundien sich zu erheben begann.

In dieser Vermehrung der Halbfreien ist die Grundlage gegeben, auf der sich in Frankreich der Feudalstaat aufbauen konnte. Mit dem neunten Jahrhundert überwiegt der Großgrundbesitz und fängt an, den Kleinen- und Mittelbesitz in die Abhängigkeit bzw. fach, in ein politisches und soziales Clientelverhältnis zu zwingen, das im Lehnswesen seinen Abdruck erreicht. Vermittelung hierfür war die oben geschilderte Vermehrung der Halbfreien. Slaverei, Sklavat, die eigentliche Halbfreiheit sind verschwunden, an ihre Stelle ist der „servage“, sind Hörigkeit und Leibesgericht, ist eine Klasse getreten, in der die gemeinsame Halbfreiheit und das römische Kolonat zusammen. Die Gebundenheit dieses neuen Wirtschaftselementes hatzt gleichfalls an der Person wie an der Seite, ist leiblicher oder dinglicher Art. Im

lebsteren Falle kann der „serf“ sich durch Aufgabe des Besitzes, den er bewirtschaftet, der Hörigkeit entziehen und kennzeichnet sich dadurch als den Nachfolger des römischen Kolonien. Im ersten Falle geht das Recht des Herrn auf die Person, wo Leib und Leben wie der Anspruch auf die Existenz, einen Besitz, rechtlich gewährleistet sind. Hier herrscht die germanische Idee der Halbfreiheit vor. Daß im übrigen beide Kategorien an die Schranken gefestet, versteht sich bei den damaligen Produktionsverhältnissen von selbst. Ihre abhängige Stellung gab sich ferner im Erbgange kund. Sie konnten Eigentum erwerben, aber nicht im Nachlaß darüber verfügen; ihre „Hand“ war „gleichwie tot (mortable)“. Wohl hatte sich frühe der Brauch aufgebildet, daß ihnen die Nachkommen im Besitz folgten. Es fand jedoch nur ein tatsächlicher, nicht ein rechtlicher Erbgang statt. Nicht aus dem Familiengriff, der Idee des Fortlebens des Erzenglers seinen Kindern, leitete sich derselbe her, sondern an der toten Sache, die einen Bewirtschafter braucht und hierin an Stelle des Verstorbenen seine leiblichen Nachkommen substituiert exhielt. Daher hatten die auch den Antritt des Erbes in dem gleichen Maße wie das Recht der Benutzung durch gewisse Abgaben zu erkennen. Wie beispielhaft erwähnt sein mag, bestand in Frankreich die Leibeigenschaft in die klassischen Form bis zur großen Revolution fort in der Franche Comté, wo die Mehrheit der Bevölkerung noch von Mains mortables gebildet wurde, in Bourgogne, Elsass, Lothringen, den Bistümern Metz, Toul und Verdun, der Champagne, dem Bourbouois, Marche, Nivernais und Berry.

Welcher Art die soziale Stellung des französischen Bauern unter dem Lehnsrecht war, ergibt sich am besten aus dem Hinweis auf die Lasten, die ihm die Grundherrschaft bis etwa zum zwölften Jahrhundert aufgebürdet hatte. Da waren zunächst die persönlichen Abgaben, als deren wichtigste sich das Kopfzins und die Fronden darstellen. Letztere mußte in der besten Zeit zum mindesten während zweier Tage im Jahr geleistet werden. Dazu kamen die dinglichen Lasten. Der Grundzins allein verschlang bis zur Hälfte den Ertrag an Getreide und Vieh. Bannrechte verschiedenster Art zwangen zudem den Bauern, sein Korn in der gutsherrlichen Mühle zu mahlen, sein Brot im gutsherrlichen Ofen zu backen, seine Trauben in der gutsherrlichen Kelter zu pressen u. s. f., alles natürlich gegen entsprechende „Abnutzungsquoten“. Als Entgelt für den angeleinten Schuh, den der Gutsbesitzer ihm als Lehnsherr gewährte, der aber in Wirklichkeit nur in den Rechten des „Seigneurs“ bestand, ihn zum eigenen Vorteil ohne die Konkurrenz seiner Nachbarn rupfen und scheren zu können, war der Bauer zum Kriegsdienst zu Fuß und zu Ross, zu Spann- und Wachdiensten auf dem Schloß, war er verpflichtet zahlbare Geldbeiträge in den berüchtigten vier Fällen, daß der Gutsherr in Gefangenschaft geriet, zu heiligen Lande wallfahrte, seinen ältesten Sohn und seine älteste Tochter verheiratete. Als die Pilgerfahrt nach Palästina außer Mode und Uebung kam, ward dem Bauern gesetzt, statt des Pilgerpfennigs für die Heiratsaussteuer sämtlicher Kinder des Gutsherrn aufzukommen. Diese Steuer hieß die Taufe und war am meisten verhaft, denn sie richtete sich wie die Ausdrücke im französischen Lehnsrecht laufen ganz nach dem Willen, der Gnade, dem Vergnügen dem Wohlgefallen des Seigneurs. Durchzieht dieses sein Gebiet, so übt er das Recht der freien Requisition, er nimmt Herberge, Speise und Trank nach Belieben und setzt nachher eigenmächtig den Preis dafür fest. Er besitzt ferner das uneingeschränkte Jagdrecht, das Recht der Wild- und Kaninchengehege, der Laubenzucht, und natürlich sind es die Niederungen des Bauern, auf denen das gutsherrliche Wild eine bequeme und billige, weil kostenlose Weide findet. Daneben litt der Bauer unter den ständigen Fehden der Großen während der Feudalzeit; auf ihn entfielen sich zuerst und mit voller Schwere alle Brutalitäten, die die damalige Kriegsführung auszeichneten. Daß in jener kommunikationslosen Zeit jede Migerute mit der notwendig daraus folgende

Steinschleiferei in Solnhofen. Nach dem Gemälde von Friedrich Keller.



Hungrisnot, die vielfachen Viehsterben, die ihn seiner besten Arbeitsverzwege beraubten, für den Bauern verhängnisvoll werden mußten, brachte nicht erst näher dargetan zu werden.

Und doch und trotz allerdem ging es mit den französischen Bauern anstötzts. Die Kreuzüge führten zu einer großen Vermehrung des geistlichen Besitzes. Auf den Gütern desselben waren aber die Hörigen — meist aus dem Kolonat hervorgegangen — schon frühe zu Erbpächtern geworden, und der erhöhte Einfluß der Kirche trug wesentlich dazu bei, die hörige Erbpacht in allgemeinere Ausnahme zu bringen. Das aufblühende Städtewesen wirkte fördernd auf die Landwirtschaft zurück. Daraus dehnte sich auch der Besitzstand des Königtums mächtig aus. Gerade dies letztere wirkte wesentlich auf die Sprengung des Lehnsstaates hin und zwang das Königtum in dem hieraus sich ergebenden Gegensatz zum Adel, sich vorwiegend auf die aufstrebenden Klassen der Bürger und Bauern zu stützen. So wurden im Laufe der Zeit noch weitere und bedeckendere Erleichterungen gewonnen, als mit der bloßen Häuführung der Erbpacht gegeben waren. In der Hauptache bestanden diese „in der Abschaffung der charakteristischsten und drückendsten Teile des Feinds durch Ablösung mittels einer seitgehenden Geldabgabe unter ausdrücklicher Beibehaltung aller übrigen grundherrlichen Rechte.“ So ward das berüchtigte Privileg der ersten Recht in eine Heimzersetzung gegen bestimmten Bezug verwandelt, der Übergang des Nachlasses, die Teile nach Willkür durch das sog. Abtament zu seitgehenden Abgaben beschönigt, die Jagd- und Requisition-rechte, der Wachdienst und anderes beträchtlich gemildert. Ihren Abschluß findet diese Aufwärtsbewegung im 16. Jahrhundert in den Reformen Sullys und Colberts, die just der Erbpacht die Zeitpunkt einführen und dem Bauern in der Bewirtschaftung des Gutes eine größere Selbständigkeit verleihen. Damit ist dann der Höhepunkt in der Entwicklung der französischen Landwirtschaft erreicht. Von da ab bis zur großen Revolution hat sie weiter nichts mehr gewonnen, ist ja wirtschaftlich in die Agorie der tiefflachen Verelendung herabgesunken.

Um dieselbe Zeit, da der vermehrte Landbesitz der französischen Könige den ersten Schritt in das Sejuge des Lehnsstaates trug, begann jenseit nahezu hundertjähriger Kampf zwischen der französischen und englischen Krone, der die nationale Einheit Frankreichs begründen und der Macht seiner Könige einen weiteren beträchtlichen Zuspruch bringen sollte. Durch Zufall fanden damals große Teile Frankreichs unter der Beschlechtung Englands. Als nun im August des 14. Jahrhunderts nach dem Aussterben der Capetinger des Hauses Valois zur Regierung kam, erhielt Eduard III. des England als direkter Nachfolger des französischen Königs — er war der Sohn der berüchtigten Isabella, der Tochter Philipp IV. — gleichfalls Ansprüche auf die Kronverlängerung. Das machte den Krieg unvermeidlich. Zuerst verlor er für die französischen Könige wenig glückig. Um so leichter fielen seine Schreiter auf die französische Bauernschaft. Legte doch Eduard III. Sohn, der idiotische Prinz, bei seinem Zuge aus der Normandie nach den Landesheiten der Loire nicht weniger als 500 Schlafstellen in Schutt und Asche. Nicht minder als von den Gegnern ward aber die französische Landwirtschaft von ihren eigenen Schreitern geschädigt, die trotz der Tats, daß die Magdeburgs auf das französische Reich eintraten, das Requisitenrecht im weitesten Umfang nutzten. Dazu traten die tollen Misshandlungen der französischen Schreiter im Süde der Provence und Tonnen. Zum Abschluß schwie eine familiäre Niederlage beim Sieg der Generalstaaten (1358) von Compiègne an. Die zerstörten Bauten mußten errichtet und mit Steinwurf zu belagern. Das half die Spätzeit des franz. Landes verschonen, diese neue feste Errichtung geben, den franz. Landen schwächeren Schreitern ihre Erziehungen erleichtern.

So kam es in schwächerer Stütze zu einem gewaltigen und furchtbaren Bauernaufstand, der ersten

„Fignerie“, von der die französische Geschichte weiß. Über die Entstehung des Ausdrucks, der zum Stichwort für alle folgenden Baueraufstände geworden, sind wir genau unterrichtet. „Die Adligen“, heißt es in der Chronik des Jean Vendette unter dem Jahre 1356, „begannen damals, um die Einfalt der Bauern und der armen Leute ins Lächerliche zu ziehen, ihnen den Namen „Fignerie“ (Bauer Einschlagspinse) beizulegen.“ Die Meinungen über den älteren Anlaß der Bewegung sind geteilt. Der bekannte Chronist Froissart sieht denselben in einem zufälligen Streit, der im Mai des genannten Jahres bei Saint Leu zwischen Bauern und plündernden Soldaten stattgefunden habe. Vermöge ihrer Überzahl behielten die ersten die Oberhand. Da sie die Rückkehr ihrer Gegner in größerer Stärke vorausahnen, gingen sie nicht auseinander. „Als nun einer von ihnen die Meinung äußerte, man müsse zusammenbleiben, alle Bauern zu den Waffenrufen, das Land durchzischen und die Edelleute ausschlagen, riefen sie einstimmig: „Er spricht wahr; ein Schelm, wer zaudert, daß nicht die ganze Adelskunst ausgerottet werde.“ Aus den umliegenden Ortschaften verstärkte sich die Schar rasch. Zum Führer wählten sie den Bauern Guillaume Gaillet, einen früheren Soldaten, der als ein Mann von kräftiger Gestalt und vortrefflicher Gediegne geschildert wird. Unterführter waren drei Adlige: Huo de Galleville, Jean des Hayes und Germain de Neveillon. Wie der deutsche Götz von Berlichingen wollten auch sie nochmals von den Bauern zur Neuernahme der Führerschaft gezwungen worden sein. Charakteristischerweise jedoch finden sich von jetzt ab unter den Leitern der Baueraufstände stets auch minderste Edelleute. Schon wenige Tage nach dem Kampfe von Saint Leu verfügte Gaillet über 5—600 Männer, und bald standen die Täler der Oise, der Brèche und des Thérain, sowie die Provinzen des ganzen Nordostens in Flammen. Die Bauern durchzogen in Fanden das Land, verwandelten die Schlösser in Schutzhäuser, sangen die flüchtigen Ritter und ihre Familien auf und mezelten auf grünselige Weise sowohl Männer als Frauen nieder.“

Es sind die gleichen Ausschreitungen, wonnit von mir ab in allen Gaueien die bis ans Blut gepeinigten und gefürdeten Bauern für grausame Leiden grausame Rache nehmen. Gaillet erkannte wohl, daß ohne die Mithilfe der Städte das Schicksal des Aufstandes von vornherein besiegelt sei. Er durfte eine Annäherung an sie um so eher versuchen, als die Städte, und unter diesen hauptsächlich die Vertreter der Städte, sich mit dem Königtum in Teilnahme an der Regierung in den höheren Lagen, als insbesondere die Hauptstadt Paris sich in voller Revolution befand. Zudem war die Mitterkeit selber in den verschiedenen Bestandteilen des altrömischen Reiches zwischen den Valois und Engländern gespalten; die Partei der letzteren hielt insbesondere Karl von Navarra. So sahen der Augenblick günstig, wenn nur die Städte die dargebotene Hand bereitwillig ergriessen. Von Paris fanden denn auch einige hundert Bewaffnete, die übrigen Orte jedoch, vor denen Gaillet mit seinen Scharen sich blieben ließ: Compiègne, Senlis, Beauvais, besaßen ihm die Tore. Und nur zu bald rückte sich die Mitterkeit von ihrer ersten Erfürzung auf. Zur Verachtung der Bauern reichten sich beide Parteien, die von Navarra und Valois, einmütig die Hand. Am 10. Juni bereits kam es zum entscheidenden Kampf, nahe bei Clermont. Gaillet hatte man in das feindliche Lager gelöst unter dem Gegeben, einen Waffenstillstand abschließen zu wollen. Was legte ihn in Fesseln und schauspielte ihn später. Seine Anhänger wurden zerstreut und zu Tausenden niedergemordet. Hatten die Bauern zunächst gehaßt, die siegreichen Ritter übertrafen sie an Schreiter und Grausamkeit. Die Sagen heilten die Schlösser zerstört, die Edlen eingeschlossen die Hütten ein“, berichtet eine Chronik, und sie sagt dazu, man habe eine förmliche Menschenjagd eröffnet, so daß 14 Tage nach der Schlacht, am Samstagmorgen (24. Juni) die Zahl der Schlachtpauper bereits 20000 überstieg. „Während zweier Jahre

herrschte eine furchterliche Reaktion und die Adelige und die Räuber der großen Compagnien begingen ebensoviel und mehr Ausschreitungen, als die Bauern je verübt hatten.“

Es vergehen mehr denn zweihundert Jahre, bevor es in Frankreich zu einer neuen, großen Erhebung der Bauern kommt. Das Königtum drängt den Feudaladel immer mehr in den Hintergrund, nähert sich immer entschiedener der absoluten Monarchie. Es wurde bereits gesagt, wie es sich hierbei nur auf die städtische Bevölkerung und die ländliche Hörigen stützen konnte; beide erfreuen sich daher in der nächsten Zeit seiner Förderung. Auf dem Land trat dies durch jene Fortschritte in der Stellung der Hörigen zu Tage, die oben erwähnt wurden. Daneben lief das Bestreben, die eigentliche Leibeigenchaft abzuschaffen. Bereits 1311 sprach Philipp der Schöne in einem seiner Erlassen den Grundzustand aus, „daß jede menschliche Creatur, die zum Dienste Unseres Herrn gesetzt ist, im allgemeinen freit natürlichen Rechtes frei sein muß“, in seinem Land sei diese natürliche Freiheit so sehr durch die Knechtschaft verwischt, daß seine Bewohner, Männer wie Frauen, als Dote erachtet würden, die am Ende ihres Lebens nicht über ihr spärliches Besitztum verfügen könnten. Wenige Jahre später (1315) betont Ludwig X., der Volsoume der Franken, der Freien, müsse zu einer Tatfrage werden. Er verordnete die Aushebung der Leibeigenchaft auf den königlichen Domänen und forderte vom Adel Nachahmung seines Vorgehens. Freilich ist es bei dieser platonischen Aufforderung lange Zeit geblieben. Erst unter Heinrich II. erscheint das erste Patent, in dem das Königtum sich das Recht beilegt, die Leibeigenchaft aufzuheben kraft seiner Prärogative. Königliche Schreibbriefe gaben 1554 einigen Sehfs der Bourgogne die Freiheit. Das Parlament von Dijon verweigerte die Registrierung, die notwendig war, um denselben Rechtskraft zu verleihen. Das Pariser Parlament jedoch stellte sich in einem Urteil vom Jahre 1571 auf die Seite des Königs. Es entschied, „daß ohne Rücksicht auf formellen Widerstand die als Edle erlassenen Patentbriefe über die Befreiung von Leibeigenen ihre volle und ganze Rechtskraft haben sollen“.

Wichtigster noch sind die Fortschritte des ländlichen Kommunismus in diesem Zeitraum. Es war früher Branch geworden, beim Ableben eines Hörigen das von ihm mit Hilfe seiner Kinder bewirtschaftete Gut in den Händen der letzteren zu belassen. Auf der anderen Seite war der Besitz als das Eigentum des Gutscherrn unteilbar, bildete er dem Besitzer gegenüber eine Abgabeneinheit. Beides, die Solidarität — oder, wie man damals sagte, die Solidität — von Wirtschaft und Steuern mochte die Bildung von Haugemeinschaften, der bekannten „communautés agricoles“, nahelegen. Sie besaßen das Feld gemeinschaftlich und „auch der Haushalt war in den meisten Fällen ein gemeinsamer, nur selten war derselbe nach Familien abgeteilt. Sämtliche Gebäude, ebenso wie die Ackerwerze und anderen Produktionsmittel, gehören der Gemeinschaft, in den Fällen des gemeinsamen Haushalts auch das Mobilfier. An der Spitze der Assoziation steht ein Vorsteher, mayor, maistre ou communauté oder chef du château genannt. Ihn zur Seite steht eine Vorsteherin (mayorissa), die die Frau des mayors, die mit der Überwachung des Haushalts beauftragt ist“. Verheiratete sich ein Mädchen der Gemeinschaft, so erhielt es eine Aussteuer. Jede Familie durfte ferner ein kleines Sondererbe besitzen, das durch Privatarbeit vermehrt werden konnte. Die gemeinsame Wirtschaft garantierte dem Gutscherrn die ständige und regelmäßige Abführung der Rente besser als die Einzelwirtschaft. Auf der anderen Seite brachte die kommunalistische Form die Anerkennung von Erb- und Besitzrecht für den serf mit sich. Dazu kam die günstige Stellung der Konjuristen gegenüber den Genossenschaften zu dieser Zeit. Kein Wunder daher, daß sie bis zum fünfzehnten Jahrhundert sich mächtig ausdehnen, während mit dem Aufkommen der Erbpacht ihr Niedergang beginnt.

(Schluß folgt.)

Herodias.

Erzählung von Gustave Flaubert. Deutsch von Paul Adler.

(Fortsetzung.)

Hannahel drang, ohne Antipas zu verlassen, hinter diesem in ein dunkles Gemach vor. Das Tageslicht brach hier durch ein gittertes Fenster, einen Fries entlang, herein. Die Wände waren granatfarben, fast schwarz, bemalt. In der Tiefe stand ein Bett aus Ebenholz mit rindsledernen Gurten, und ein goldener Schild darüber leuchtete hell wie die Sonne.

Antipas schritt den ganzen Saal durch und warf sich auf das Bett. Phannel stand aufrecht. Er erhob seinen Arm und sagte mit dem Ausdrucke eines Sehers:

„Der Höchste erweckt in Augenblicken euren seiner Söhne! Ein solcher ist gekommen. Wenn Du ihn verüchtest, wirst Du gezüchtigt werden.“

„Er ist es, der mich verfolgt!“ schrie Antipas. „Er wollte von mir Unmögliches. Und seither verlässt er mich. Und ich war nicht hart anfangs. Er hat sogar Lente aus Machaeraus entsandt, die meine Provinzen aufzuhren. Wehe ihm! Da er mich angreift, verteidige ich mich!“

„Die Ausbrüche seines Zornes sind zu gewaltsam,“ erwiderte Phannel, „dennoch mußt Du ihn befreien.“

„Man entfesselt wilde Tiere nicht,“ sagte der Bierfürst. Der Götter entgegnete:

„Beruhige Dich nicht! Er wird zu den Arabern gehen, zu den Galliern und den Skythen. Sein Werk muß sich bis ans Ende der Erde erstrecken!“

Antipas schien in ein Gesicht verloren:

„Er ist stark und mächtig. Wider meinen Willen siehe ich ihn.“

„Kann denn — ist er frei?“

Der Tetrarch schüttelte das Haupt. Er fürchtete Herodias, Mannasi und den Unbekannten.

Phannel sprach ihn zu überreden, indem er ihm als Bürgschaft die Unterwerfung der Essäer unter die Könige in Aussicht stellte. Man schätzte diese armen Leute, die man durch Strafen nicht beugen konnte; die sich in Hanf Kleideten und die Zukunft in den Sternen lasen.

Antipas erinnerte sich in diesem Augenblick:

„Was ist es, daß Du mir als wichtig verhindern wolltest?“

Ein Neger erschien. Sein Leib war weiß von Staub. Er röchelte und brachte nur ein Wort hervor:

„Bitellius!“

„Wie? — Er kommt?“

„Ich habe ihn selbst gesehen. Bevor drei Stunden vergehen, muß er hier sein!“

Die Leppiche an Stelle der Türen wurden wie vom Winde bewegt. Ein Getöse erfüllte das Haus, ein Lärm von Leuten, die hin und her liefen, von Möbeln, die man verschob, von Silbergeschirr, das zu Boden rollte; und von der Höhe der Türe erklangen die Schrecker, um die verstreuten Slaven herbeizurufen.

II.

Die Wälle waren voll Mengieriger, als Bitellius den Schloßhof betrat. Er lehnte am Arm seines Dolmetschers und war mit der purpurgesäumten Toga und den hohen Schähen der Konsuln bekleidet. Ihm umgaben Lictoren, und dahinter folgte eine große mit Federbüscheln und Metallspiegeln gezierte Sänfte.

Die Lictoren pflanzten ihre Bündel auf, durch einen Kneben verbundene Stäbchen mit einer Art in der Mitte. Da erbebten alle vor der Majestät des römischen Volkes.

Die von acht Männern bediente Sänfte hielt. Ihr entstieg ein Knabe mit mächtigem Wanst und sunigem Gesicht. Seine Finger stahlen voll Perlen. Er trank die Schale gewürzten Weines, die man ihm anbot, und verlangte eine zweite.

Der Bierfürst war dem Prokonsul zu Füßen gefallen. „Wie traurig,“ sagte er, „daß er nicht früher

von der Gnade seines Besuches erfuhr! Sonst hätte er die Straßen entlang all das angeordnet, dessen es zum Geleit der Bitellier bedurfte. Sie stammten von der Göttin Bitellia ab, deren Namen noch heute einen Weg vom Janikulusberg zum Meere trug. Zahllos waren die Quastoren. Die Konsuln aus diesem Geschlecht und was Lucius betraf, der heute sein Gast war, so schuldete man ihm als siegreichen Feldherrn Dank, und als Vater jenes jungen Aulus, der in sein Reich zurückzufahren schien; denn der Osten sei das Vaterland der Götter. Diese Überreibungen wurden in lateinischer Sprache vorgebracht. Bitellius nahm sie mit ernstem Gesicht entgegen.

Er erwiderte, daß der große Herodes allein zum Ruhme einer Nation hinreicht. Die Athener hatten ihm die Oberaufsicht über die olympischen Spiele übertragen. Er hatte Tempel zu Ehren des Augustus gebaut, er war mähdoll und geistvoll, schrecklich für den Feind und ein allzeit Getreuer des Cäsars.

In einer Säulenalle mit ehernen Kapitälen wurde Herodias sichtbar. Sie nahte, von ihren Frauen umringt. Der Prokonsul ging ihr einige Schritte entgegen und begrüßte sie mit einer Neigung des Kopfes.

Sie rief aus: „Welch' ein Glück, daß Agrippa, der Feind des Tiberius, nun nicht mehr Schaden kann!“

Er entgegnete kein Wort, die Fürstin schien ihm gefährlich, doch als Antipas schwur, alles für den Kaiser tun zu wollen, warf er ein: „Sogar zum Schaden der anderen.“

Bitellius hatte dem Partherkönig Geiseln abgenommen, doch der Kaiser erinnerte sich dessen nicht, denn Antipas, der bei der Verhandlung zugegen gewesen war, hatte sogleich einen Boten mit der Nachricht an Tiberius gesandt. Daher der tiefe Haß und das zögernde Erscheinen der Hülfstruppen.

Der Bierfürst ward verwirrt, aber Aulus sagte lachend: „Sei ruhig, ich schütze Dich!“

Der Prokonsul tat, als hätte er nichts gehört. Sein Glück hing an seinem Sohne.

Ein Gewühl entstand im Dorgang. Man führte einen Zug weißer Maultiere herein, auf denen Männer in Priesterkleidung ritten. Es waren Sadduzäer und Pharisaer, die der gleiche Ehrgeiz nach Machaeraus trieb; die ersten, um den Opferdienst zu erlangen, die anderen, um ihn ihrer Sekte zu erhalten. Ihre Mienen waren finster, besonders die der Pharisaer, der Feinde Roms und des Tetrarchen. Die Schöze ihrer langen Röcke behinderten sie im Gedränge; Tieren schwankten auf ihrer Stirn, mit Bändern von Bergantent, die Schriftzüge bedekten.

Fast gleichzeitig kamen die Soldaten der Vorhut an. Sie hatten die Schilde, um sie vor dem Staub zu schützen, in Reihen gestellt, und ihnen folgte Marcellus, der Stellvertreter des Prokonsuls mit den Steuerpächtern, die Täfelchen unter dem Arme trugen.

Antipas bezeichnete die Vornehmsten seiner Umgebung. Colmai, Sehor Ammonius von Alexandrien, der für ihn Asphalt einkaufte, Ramaer, den Hauptmann seiner Leichtbewaffneten, und den Babylonier Jaim!

Bitellius hatte Mannasi bemerk: „Wer ist er?“ Der Bierfürst gab durch eine Geste zu verstehen, daß es der Henter sei.

Dann stellte er die Sadduzäer vor.

Jonathan, ein kleiner Mann mit freiem Benehmen, der griechisch sprach, bat den Herrn, sie mit einem Besuch zu Jerusalem zu beehren.

Cäsar mit einer Hofnase und langem Bart forderte für die Pharisaer den Mantel des Hohenpriesters, den die weltliche Gewalt wider alles Recht im Turm Antonia zurückhielt.

Dann verklagten die Galiläer Pontius Pilatus. Wegen eines Wahnsinigen, der die goldenen Gefäße

König Davids in einer Grube gesucht hatte, hat er Eingeborene getötet; und alle sprachen zugleich, Mannasi am launtesten. Bitellius versicherte, daß die Schuldigen ihre Strafe erleiden würden.

Zu einer Säulenalle wurden Stimmen laut. Die Soldaten hatten dort ihre Schilde aufgehängt, und da sie die Reiterzüge abgestreift hatten, sah man auf dem Buckel das Bild Cäsars. Das war in den Augen der Juden Götzendienst. Antipas sprach ansie ein, während Bitellius von seinem erhöhten Sitz staunend in ihr zorniges Gewölle hinabsah. Tiberius hatte recht gehabt, daß er ihrer vierhundert nach Sardinien verschickte. Doch hier zu Hause waren sie stark, und er gebot, die Schilde zu entfernen.

Dann umringten sie den Prokonsul und flehten ihn an, Utrecht gut zu machen, sie von Steuern zu befreien, sie zu beschulen. Man zerriß sich die Kleider, es entstand ein lebensgefährliches Gedränge, und um Raum zu schaffen, hieben Slaven mit Stöcken zur Rechten und Linken in die Menge ein. Die dem Tore zunächst standen, wandten sich zurück nach dem Pfade, den andere ersteigten; sie flüchteten zurück: zwei Strömungen freuteten sich und durchliefen die in den Mauern zusammengedrückte Masse von Leibern.

Bitellius fragt nach der Ursache dieser Ansammlung. Antipas nannte sie: die Feier seines Geburtstages, und er wies auf eine Anzahl seiner Leute, die, aus den Zinnen lehnend, ungeheure Körbe mit Fleisch, Früchten, Gemüsen, Wild und Geflügel, großen azurblauen Fischen, Tauben und Melonen, in Pyramiden aufgeschichteten Granatäpfeln hinaufzogen. Aulus hielt sich nicht länger zurück. Er stürzte den Küchen zu, die Gier, die die Welt mit Staunen erfüllen sollte, ward seiner Herr.

In der Nähe eines Kellers bemerkte er Kochköpfe, groß wie Harnische. Bitellius wollte sie näher betrachten und forderte plötzlich, die unterirdischen Gänge der Festung zu sehen.

Sie waren in mächtigen Windungen in den Felsen gehauen, mit Pfeilern, die ihre hohen Gewölbe trugen. Der erste Raum enthielt nur alte Panzer, doch der zweite starke von Lanzen mit schlanken Spitzen und Federbüscheln um den Schaft. Die dritte Halle schien von Rohrmatten gepolstert, so zahlreich hingen die schmächtigen Pfeile nebeneinander. Breite krumme Säbel bedekten die Mauer des Nachbarraumes. Inmitten des fünften trümmten sich die Kämme der in Reihen geordneten Helme, wie ein Angriff roter Schlangen. Man sah nur Köcher in dem sechsten, Bein- und Armschienen in dem siebten und acht, in den folgenden Räumen Gabeln, Gelenkaken, Leitern, gewundene Stricke, selbst die Maße für Wurfschächer und die Schellen für den Hals der Trophäen waren vorgeorgt — und in gleicher Weise wie der Berg an seinem Grunde sich, wie ein Bienenstock, verbreiterte, gab es unterhalb dieser Räume noch zahlreichere andere von größerer Tiefe.

Bitellius durchstieß sie beim Schein der von Schnüren getragenen Fackeln in Gesellschaft des Dolmetschers Rhineas und des Obmanns der Steuerpächter, Eissena.

Man unterschied in ihrem Halbdunkel grauenhafte Werkzeuge, Erfindungen von Barbaren; mit Nageln beklagene Steinle, vergiftete Wurfspeie, Zangen wie Krokodilschädel; und endlich besaß der Tetrarch in Machaeraus Kriegsvorräte für vierzigtausend Mann. Er hatte sie für den Fall aufgespeichert, daß sich seine Feinde gegen ihn verbünden sollten — doch der Prokonsul konnte sagen oder glauben, daß sie gegen die Römer bestimmt wären, und er suchte nach Erklärungen.

Sie waren nicht sein Eigentum; viele derselben dienten zur Verteidigung gegen die Räuber; andere waren gegen die Araber erforderlich; alle hatten eigentlich seinem Vater gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Glück.*

Längst versank der Sonnenrand
Hinter unsren Wegen.
Deine arbeitheile Hand
Reicht du mir entgegen.

Spür ich ihren Lebenshalt
In des Abends Neigen —
Matt verwehn des Tages Kleiger,
Seine Stimmen schweigen,
Und die Nacht ist nicht mehr kalt. —

Heinrich Spiero.

In einer Solnhofener Steinschleiferei. Zwischen Main und Donau und westlich von der sogenannten Altmühlfurche bis zum Einfluss der Altmühl in die Donau bei Kelheim, erstreckt sich jenes tafelsohrnige Berggelände, das unter dem Namen „Fränkischer Jura“ bekannt ist. Vielleicht führt schon manchen unserer Leser seine Wanderung dorthin. Im Verfolg der Straße von Ingolstadt nach Eichstädt gelangte er in sanfter, kaum 200 Meter Höhe überragender Steigung über junge Diluviale und jungtertiäre Bildungen, über Tone und Süßwasserfalle, dann auf die Dolomite, endlich auf die Plattenfalle bei Solnhofen und Mörnsheim. Die Namen beider Dörfer sind weltbekannt. Dort wird der sogenannte Lithographenstein gebrochen. Etwa 2000 Arbeiter sind dasselbst beschäftigt. Der dritte Teil von ihnen heißt Sommer über die Steine. Die andern alle findet man in den Schleifhütten, wo ununterbrochene Tätigkeit herrscht. Hier, in diesen Räumen spielt sich die Hauptarbeit ab. Nachdem die aus den Brüchen gehobenen Steinplatten auf ihre Masse und Fehler untersucht und mit Kohle gezeichnet worden sind, gelangen sie in die Schleifhütten. Mechanische Kraft hat die Handarbeit noch nicht überall aufgesogen. Erforderte Geschicklichkeit ist Hauptbedingung, und physische Kraft nicht minder. Es heißt hier mit oft mehreren Zentner schweren, von zwei bis zu zehn, ja fünfundzwanzig Zentimeter dicken Steinplatten energisch und doch behutsam hantieren! Auf den Tischen sind eine große, bretelige Brücke aus starken Böhlen, wird zunächst eine höhere Steintafel gewälzt. Nachdem ihre Oberfläche mit nassen Sandbrei beworfen ist, legt man einen kleineren Stein darauf und man kann die Arbeit des ersten rohen Schleifens beginnen. Zwei Arbeiter packen die obere Platte an beiden Enden mit nervigen Fäusten an und ziehen sie hin und her. Wie das robelt, knirscht und knistert! Staubwolken fliegen auf in dicken Schwaden. Von den Stirnen der Arbeiter tropft der Schweiß; auf das äußerste gespannt sind die Aderen, Muskeln und Sehnen ihrer nackten Arme und Hände. Nun halten sie inne. Wieder streuen sie eine Schicht frischen mit Wasser angefeuchteten Sandes zwischen die Steine und die Arbeit beginnt von neuem. So geht es fort, stundenlang, bis die eine Seite ziemlich glatt geschliffen ist. Dann wiederholt sich der gleiche Prozeß bei der anderen noch im rohen Naturzustande verbliebenen Seite der Platten, die, wenn sie zu dick oder zu groß sind, auch noch ein bis dreimal gespalten und in kleinere Tafeln geschnitten werden müssen. Jetzt erst läßt sich die Qualität des Steines genauer erkennen. Er wird nun — einer bestimmten Kategorie zugeteilt — von besonders geübten Arbeitern mit feinen und größeren Meißeln und Hämtern sponniert und endlich mit dem sogenannten Stock- oder Kerbhammer an den Seitenflächen handlich gemacht.

Darauf kommt der Stein unter neue Arbeiterhände, um vermittelst harten Bimssteins abermals auf beiden Seiten geschliffen zu werden. Die lezte Politur, das sogenannte „Ausziehen“ der Steine wird zumeist von Frauen und Mädchen besorgt. Feinster Denausand und künstlicher Bimsstein dienen hierbei als Schleifmittel. Nun erst werden die Steine zum Trocknen entweder an die Sonne oder in einen mit Dampf erhitzten geschlossenen Raum gebracht. Wenn sie dann vollends in drei Gruppen — und zwar in die graublaue, kostbarsten, sowie in die helleren, weniger harten hellgrauen und gelblichen oder grauen Steine — geschieden sind, können sie verpackt und versandt werden. Auch dieses Geschäft erfordert zwar wenige, aber geschulte Arbeiter. So gehen alljährlich 1000 bis 1200 Waggons mit gebrauchsfertigen Platten, welche sich in allen Formaten und Größen, von 5 zu 6 englischen oder Pariser Zoll aufwärts

* Aus: „Gedichte des Wanderers“. Von Heinrich Spiero. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. Preis M. 3,50.—

bis 44 zu 64 Zoll — selten nach Centimetermaßen — bewegen, in alle Weltteile.

Von der Schwere und Mühseligkeit der Arbeit der Solnhofener Steinschleifer gibt unser Wild mehr als ein beredtes Zeugnis. Die Männer und Frauen, die wir da sehen, schaffen eifrig. Kein Blick, der sich einmal hinauswölbt in die Naturumgebung, kein Wort, das fröhlich die Arbeit begleitete. Schon den ganzen Tag ging es so. Der Abend ist hereingebrochen — noch immer kein Aufhören. Wer nicht im Sommerhalbjahr etwas eroberte, wie will er den gesteigerten Ausgaben, die der bevorstehende Winter fordert, standhalten! Also gilt es, zu arbeiten bis in die Nacht hinein. Dann wannt man wie zerschlagen heimwärts. Aber schon der nächste grauende Morgen mahnt an den ewig gleichen, ewig mühseligen beschwerlichen Arbeitsgang.

Der Schöpfer des hier veranschaulichten Werkes, Friedrich Keller, ist am 18. Februar 1840 zu Neckarweihingen bei Ludwigsburg (Württemberg) als Sohn eines Bauern geboren. Bis zu seinem 27. Lebensjahr arbeitete er als Dekorations- und Zimmermaler. Dann erst war es ihm möglich, die Stuttgarter Kunsthalle vier Jahre lang zu besuchen. Darauf ging er noch drei weitere Jahre auf die Münchener Kunstabademie, wo er seine Studien zum Abschluß brachte. Seit 1883 wirkt er als Professor an der nunmehrigen Akademie der bildenden Künste in Stuttgart, deren Direktor er inzwischen auch einige Zeit gewesen ist. Obwohl Keller auch die historische, namentlich biblische Malerei gepflegt hat, war der Schwerpunkt seiner Liebe und Neigung doch seit Beginn seiner künstlerischen Laufbahn dem Volke zugewendet, das er immer gern bei seiner Arbeit aufsucht und schildert. Zumal gibt er packend lebensreiche Szenen aus Hammermieden, Steinbrüchen und Bergländern.

Die Zwergrappe. Während die große Trappe ebenfalls ziemlich häufig vorkommt, ist die Zwergrappe eine Seltenheit in Deutschland. Seit 1870 brütet sie zwar an einzelnen Orten Thüringens und Schlesiens, aber ihre eigentliche Heimat ist doch Südeuropa. Hier bewohnt sie alle Länder von Südrussland an bis nach Spanien. Auch in Algier trifft man sie an. In Frankreich ist sie selten geworden. Albert Granger, ein höherer Postbeamter zu Bordeaux, der den Vogel im „Naturaliste“ schildert, erzählt, daß die Zwergrappe nur noch im östlichen Frankreich in den Departements Ain und Isère nistet, daß sie aber auf ihrem Wanderzuge auch andere Gegenden Frankreichs berührt. Die Großtrappe ist der größte Landvogel Europas, die Zwergrappe ist nun allerdings viel kleiner, sie besitzt etwa die Körpermaße eines Huhns, nur die Beine sind länger. Auch ist die Trappe viel zierlicher gebaut. Sie hat in der Haupträume eine rötlich-gelbe Farbe mit schwarzen Zackenlinien, die Unterseite ist weiß, der Kopf des Männchens ist schwarz und besitzt gelblich-weiße Streifen. Die Zwergrappe ist ebenso furchtlos und scheu wie ihre Verwandte. Sie lebt in der Regel einzeln, darin unterscheidet sie sich von jener, sie unterscheidet sich von ihr aber auch dadurch, daß sie feuchte Wiesen, sandige Flüßufer, und die Nähe von Sümpfen liebt. Möglich, daß sie die letztere Gewohnheit auch nur in Frankreich zeigt, denn im übrigen sind die weiten Steppen Asiens und Sibiriens ihr eigentlicher Aufenthaltsort. Wald und Gebüsch meiden sie jedenfalls ängstlich, weil sie in ihm immer Feinde vermutet. Nährt sich ihr Gefähr, so sucht sie sich zunächst dadurch zu verstücken, daß sie sich an den Boden drückt. Erst dann, wenn der Verfolger näher herankommt, erhebt sie sich und fliegt mit kräftigen Flügelschlägen in gerader Richtung davon, wobei sie sich nur wenig über den Erdboden emporhobt.

Die Zwergrappe wird sehr eifrig gejagt. Ihr Fleisch ist außerordentlich geschätz, es hat im Geschmack etwas vom Fasan, und in Spanien wird der Vogel geradezu Fasan genannt. Im Frühjahr und im Herbst läßt die Zwergrappe oft einen Ruf erklingen, den sie in kurzen Zwischenräumen wiederholt, und der wie tet, tet, tet klingt. Gegen Ende April oder zu Anfang Mai macht der Vogel sein einfaches Nest zurecht, das in einer Vertiefung des Bodens besteht. Einige Grashalme dienen als Polstermaterial. Die Zwergrappe legt vier Eier, diese haben eine glänzende Schale von olivengrüner bis bräunlicher Farbe mit rotheaum Flecken. In Deutschland, wo der Vogel, wie bemerkt, nur an einigen Stellen Thüringens und Schlesiens brütet, weilt er gern auf Kiefernwäldern. Infolge der Verschwendungen Thienemanns wurde der Vogel damals, als er in Thüringen erschien, mit großer Schonung behandelt. Er vermehrte sich von Jahr zu Jahr, und jetzt brütet er in der Gegend zwischen Weissen-

fels und Erfurt, einem Landstrich, der keinen Wasserbesitz, hügelig, aber fruchtbar ist. Auch in Schlesien hat sich die Zwergrappe etwas vermehrt, aber trotzdem ist sie immer noch einer der seltensten Vogel Deutschlands. —

Rakteen. Noch vor wenigen Jahren sah man in seltenen Blättern als Zimmerpflanzen. Sie galten als sehr empfindliche Gewächse, so daß sie leicht an sie herantraute. Mit Ausnahme der Blattblätter, die sich gut durch Stecklinge fortpflanzen, und deshalb leicht von Hand zu Hand verschulen werden können, bot sich auch selten Gelegenheit, in den Markt von Rakteen zu gelangen, zumal diese sehr teuer waren. Jetzt ist auch darin ein Wandel eingetreten, insoweit als jetzt in den Blumengeschäften kleine, niedliche Exemplare zu recht billigen Preisen abgegeben werden. Man kann die Rakteen wirklich als vortreffliche, höchst ansprechende Zimmerpflanzen bezeichnen. Das darf schließlich nicht wundernehmen. Denn just die Verhältnisse, die in unseren Zimmern herrschen, sind für diese Gewächse die natürlichs. In der trocknen, staubigen Wüstenluft leben die Rakteen, Regen gibt es oft viereinhalb Monate nicht. Das ist das Klima unserer Städte. Andere Gewächse leiden hier so leicht unter der trocknen Luft, unter dem Staub, den wir mit uns tragen, aufwirbeln, der beim Fegen erzeugt wird. Über die Rakteen sind an diese Behandlung von Natur aus gewöhnt, sie leiden darunter nicht im mindesten. Und vor allen Dingen nehmen sie es nicht übel, wenn das Gießen selbst im heißesten Sommer nicht ganz regelmäßig geschieht. Darin sind sie so recht geeignet für faulselige Pflanzenfreunde, die zwar selbst das Essen und Trinken nicht vergessen, aber doch bestimmt keinen Liebling auf dem Fensterbrett oder Blumentisch mit ruhigem Gewissen hunger und Durst leiden lassen. Im Trinken sind also die Rakteen sehr bescheiden. Ziemlich nahmen sie in Sommer, wenn sie im Wachstum sind, jeden Abend einen durchdringenden Guss gern an, und wenn sie die Blütenknospen entwickeln, dann darf man sogar das Gießen nicht versäumen, falls man bestimmt an ein Blühen rechnen will. Dagegen soll man im Winter den Rakteen möglichst wenig Wasser geben. Sie können monatelang trocken stehen und befinden sich dabei am wohlsten. In der kalten Jahreszeit mag ein besser sich um die Rakteen nicht zu kümmern.

Man läßt sie ungefördert am Fenster stehen. Eine Wärme von 8 Grad ist ihnen im Winter in allgemeinen am vorteilhaftesten, und eine solche haben sie gewöhnlich unmittelbar an den Fensterscheiben, weitab vom Ofen. Als Erdreich verwendet man für Rakteen eine sandige Haideerde, die mit verwittertem Lehmb und kleinen Ziegels oder Kalksteinstückchen vermischt ist. Nebenwegen braucht sich niemand den Kopf zu zerbrechen, wie er eine solche Erde zusammensetzt. Die gewöhnlichen Rakteen sind nicht so wässerisch, daß sie nicht mit jeder beliebigen Gartenerde vorlieb nehmen würden. Nur soll die nicht gerade fett sein, weil dann leicht Faulnis eintreten kann. Über man ist auch davon abgelenkt, die Rakteen in ganz mageren Böden zu setzen. Obwohl von Hause aus nicht verbündet, lohnen sie eine gute Ernährung doch durch schnelles Wachstum, denn damit hapert es ja bei den meisten Rakteen. All bei diesen Gewächsen tritt ja schon in der Jugend die ganze Seltsamkeit der Form so überraschend ein, daß man bei ihnen auf das Größerwerden nicht so schnellst wartet wie bei anderen Pflanzen. Gewiß haben die meisten Rakteen ganz herrliche Blüten, aber das Eigenartigste an ihnen bleibt die, die von allen anderen Pflanzentypen so abweichen, absonderliche, grotesk unformliche oder bizarre Form. Um das Wachstum zu beschleunigen, kann man die Rakteen selbst Dunggüsse, z. B. in reichlichem Wasa aufgelösten Guano geben. Nur das Besprengen, die anderen Pflanzen so wohl tut, muß man bei den Rakteen vermeiden. Man läßt diese Pflanzen mehrere Jahre lang in einem und demselben Topf und verwendet stets nur sehr kleine Blumentöpfe ihrer Statur. Das Verpflanzen geschieht im Frühjahr beim Beginn des Triebes. Man möchte sagen, je weniger besorgt jemand um das Wohl seiner Rakteen ist, je weniger er sich mit ihnen beschäftigt, um so besser gediehen sie. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.